



metro

Petra Ivanov
Leere Gräber

metro wurde
begründet von
Thomas Wörtche

Zu diesem Buch

Bei der Bergung eines Schiffsmotors vom Grund des Zürichsees stößt ein Polizeitaucher auf die Leiche eines Mannes. Dessen Glieder wurden mit Hanteln beschwert, was einen Unfall ausschließt. Da der Tote in der Schweiz nicht vermisst wird, schalten Staatsanwältin Regina Flint und Kriminalpolizist Bruno Cavalli Interpol ein. Bald wird klar: Die Beschreibung passt auf einen argentinischen Journalisten, der vor sechs Monaten spurlos verschwunden ist. Doch was führte Ramón Penasso nach Zürich? Und woran arbeitete er vor seinem Tod? Weil die Untersuchung nicht vorankommt, fliegt Regina Flint nach Buenos Aires. In Zürich überschreitet Bruno Cavalli auf der Jagd nach dem Täter die Grenzen des gesetzlich Erlaubten. Denn er hat nichts mehr zu verlieren.

»Petra Ivanov versteht es, ein Spannungs-Crescendo aufzubauen. Die sorgfältige Komposition verdichtet sich zunehmend und führt gekonnt zum überraschenden Schluss. Ein Krimi, der wahrlich ans Herz geht.«
Christian Brüttsch, Zürcher Oberländer

Die Autorin

Petra Ivanov, 1967 in Zürich geboren, arbeitete nach ihrem Studium unter anderem als freie Übersetzerin und Redakteurin. Seit 2005 hat sie mit großem Erfolg bereits sechs Bände ihrer Krimireihe mit dem Ermittlerpaar Regina Flint und Bruno Cavalli veröffentlicht. Für *Stille Lügen* gewann sie 2010 den Zürcher Krimipreis. Petra Ivanov lebt in Zürich.

Im Unionsverlag sind außerdem lieferbar: *Fremde Hände; Kalte Schüsse; Stille Lügen; Tatverdacht; Tiefe Narben* und *Tote Träume*.

Mehr über Buch und Autorin im Anhang
und auf www.unionsverlag.com

Petra Ivanov
Leere Gräber
Ein Fall für Flint und Cavalli

Kriminalroman

Unionsverlag

Die Originalausgabe erschien 2012
im Appenzeller Verlag, Herisau.

Für Karin und Regula

Im Internet

Aktuelle Informationen, Dokumente, Materialien
zu Petra Ivanov und diesem Buch
www.unionsverlag.com

Unionsverlag Taschenbuch 650
Mit freundlicher Genehmigung des Appenzeller Verlags, Herisau
© by Appenzeller Verlag 2012
© by Unionsverlag 2014
Rieterstrasse 18, CH-8027 Zürich
Telefon +41 44 283 20 00, Fax +41 44 283 20 01
mail@unionsverlag.ch
Alle Rechte vorbehalten
Reihengestaltung: Heinz Unternährer
Umschlaggestaltung: Martina Heuer, Zürich
Umschlagfoto: ovokuro
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-293-20650-2

»Es bleiben Türen offen, die man besser schließen sollte.«

Ruth-Gaby Vermot-Mangold, ehemaliges Mitglied des Nationalrates und der Parlamentarischen Versammlung des Europarates

Montevideo, Uruguay

Der Wind pfiß durch die Gassen der verlassenen Altstadt. Er erfasste ein Blatt der Tageszeitung »El País« und wirbelte es durch die Luft. Wie ein Geist schwebte es über der Plaza de la Constitución, bevor es zu Boden segelte. Dort wand es sich zwischen einer PET-Flasche und den Resten einer Kartonschachtel. Als ein weiterer Windstoß vom Río de la Plata her über die Halbinsel fegte, wurde das Blatt erneut in die Höhe gehoben. Diesmal endete sein Flug, als es auf Widerstand stieß.

Ramón Penasso bemerkte das Zeitungsblatt nicht, das ihm am Schienbein klebte. Konzentriert glitt sein Blick über die bröckelnden Fassaden. Kaum waren die Läden geschlossen, glich das Quartier einer Geisterstadt. Einzig zwei Touristen standen mit Kameras vor der Iglesia Matriz, um den verbliebenen Charme der Kirche einzufangen. Als das Klappern von Pferdehufen erklang, drehten sie die Köpfe. Ein Kartonsammler bog auf seinem Wagen um die Ecke, das dunkle Gesicht ausdruckslos.

Ramón umklammerte die Plastiktasche, die er bei sich trug, fester. Er hatte absichtlich den Weg durch die menschenleeren Gassen gewählt. Wenn ihm jemand folgte, würde er es hier rascher bemerken als im Zentrum, wo bis weit nach Mitternacht Betrieb herrschte. Doch bis jetzt war ihm niemand aufgefallen. Trotzdem drehte er eine weitere Runde durch die Altstadt, die sich vom Hafen bis zum Festungstor erstreckte.

Gitter schützten die Geschäfte vor Einbrüchen. Die meisten Fensterläden waren geschlossen, obwohl die heiße Nachmittagssonne längst verschwunden war. In den windstillen Ecken roch es nach Urin. Außer dem Kartonsammler und den Touristen waren nur einige Jugendliche unterwegs. Vielleicht habe

ich mir die Gefahr eingebildet, dachte Ramón. Er versuchte, sich zu erinnern, wann er das erste Mal das Gefühl gehabt hatte, beobachtet zu werden.

Vor drei Monaten hatte er mit der Fähre von Buenos Aires nach Montevideo übergesetzt. In seiner Nähe war eine Frau gesessen, die immer wieder verstohlen in seine Richtung geblickt hatte. Er hatte ihre Neugier der Tatsache zugeschrieben, dass sein Gesicht in Argentinien bekannt war. Vielleicht hatte ihr Interesse aber nicht ihm als Privatperson gegolten. Möglicherweise hatte sie den Auftrag gehabt, ihn zu beschatten. Oder aber er hatte ihr bloß gefallen. Ramón hätte sich nicht als attraktiv bezeichnet, dazu war sein Kinn zu wenig markant, seine Nase zu lang. Einige Kilogramm weniger hätten auch nicht geschadet, doch sein Äußeres war ihm nie wichtig gewesen. Trotzdem stellte er immer wieder fest, dass Frauen sich von ihm angezogen fühlten. Gut möglich, dass die Unbekannte nichts über ihn gewusst, sondern lediglich versucht hatte, Kontakt zu ihm zu knüpfen.

Die Männer in Punta del Este hingegen hatten mit Sicherheit andere Absichten gehabt. Drei Wochen nach seiner ersten Schifffahrt war Ramón erneut nach Uruguay gereist, diesmal im Auto. Als er ein Café im noblen Badeort Punta del Este verlassen hatte, waren ihm zwei muskulöse Gestalten mit Sonnenbrille aufgefallen. Wenig später hatte er die beiden in der Nähe seines alten Peugeot entdeckt. Mit Schlägertypen kannte sich Ramón aus. Er war in La Boca aufgewachsen, einem Hafenviertel, das vielen italienischen Immigranten einst ein Zuhause geboten hatte. Früh hatte er gelernt, die Fäuste einzusetzen, wenn er seinen Besitz verteidigen oder sich Achtung verschaffen wollte.

Zu Hause hatte Ramón die Männer wieder vergessen. Bis er eines Abends spät in seine Wohnung zurückgekehrt war und das aufgebrochene Schloss an seiner Tür entdeckt hatte. Obwohl Einbrüche keine Seltenheit waren, hatte er nie besondere Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Er besaß wenig, das sich zu stehlen lohnte. Seinen Laptop nahm er meistens mit, wenn er

aus dem Haus ging; der Fernseher war so alt, dass sich kaum ein Dieb die Mühe machen würde, ihn abzuschleppen. Seine Großmutter schimpfte, weil er mit sechsunddreißig Jahren immer noch wie ein Student lebte. Sie wollte ihn glücklich verheiratet sehen, bevor sie starb. Ramón fühlte sich noch nicht bereit dazu. Er zweifelte, ob er es je wäre.

Er war bei der Plaza Independencia angekommen, die den Anfang des modernen Zentrums von Montevideo bildete. Eine mehrspurige Straße führte um den Platz herum, vielen Omnibussen diente er als Endhaltestelle. Ramón schritt auf eine Bronzestatue des Volkshelden José Gervasio Artigas zu und legte den Kopf in den Nacken. Über ihm erschienen die ersten Sterne am klaren Himmel.

Der Einbrecher hatte seine Wohnung in ein Trümmerfeld verwandelt. Mitgenommen hatte er jedoch nur einen silbernen Bilderrahmen, einen Reserveakku sowie eine billige Uhr. Ramón hatte sich des Eindrucks nicht erwehren können, der Dieb versuche, ein Interesse an Wertsachen vorzutäuschen. In Wirklichkeit hatte er nach etwas anderem gesucht.

»Seit wann bist du romantisch veranlagt?«, riss ihn eine Frauenstimme aus den Gedanken.

»Elena!« Ramón breitete die Arme aus. »Du bist schon da! Wie schön, dich zu sehen!« Er war selbst überrascht über das Ausmaß seiner Freude. Er hatte zusammen mit Elena Alvarez studiert, fast vier Jahre lang hatten sie nur Augen füreinander gehabt. Nach dem Studium hatten sich ihre Wege jedoch getrennt. Elena hatte sich nach einer Familie gesehnt, für Ramón hatte das Leben gerade erst begonnen. Ihre unterschiedlichen Erwartungen hatten einen Keil zwischen sie getrieben. Ein Kollege Ramóns hatte die Gunst der Stunde genutzt, um Elena Avancen zu machen. Drei Monate später war sie mit Gonzalo verlobt gewesen.

Ramón betrachtete seine ehemalige Freundin. Sie hatte ihr dichtes Haar zu einem Knoten zusammengebunden, doch einzelne Löckchen umrahmten ihr weiches Gesicht. Die vollen Lippen waren rot geschminkt, die Augenbrauen sorgfältig ge-

zupft. Die helle Bluse, die sie trug, ließ sie eleganter erscheinen als zu Studentenzeiten, doch sie strahlte immer noch dieselbe unbändige Energie aus. Er dachte an die hitzigen Diskussionen, die sie geführt hatten, und an die leidenschaftlichen Nächte, die ihren Auseinandersetzungen jeweils gefolgt waren. Unweigerlich begann sein Herz, schneller zu schlagen.

Elena ignorierte seine ausgebreiteten Arme und küsste ihn kurz auf die Wange, wie es unter Bekannten üblich war.

»Gonzo«, stellte Ramón fest.

Elena zuckte die Schultern. »Er hat sich nicht verändert. Wenn er wüsste, dass du in Montevideo bist, würde er mich nicht aus den Augen lassen.«

Ramón schnaubte.

Elenas Augen funkelten. »Hör auf, Ramón! Gonzo war da, als ich ihn brauchte! Er ist ein großzügiger Mann, und er hat mir zwei wunderbare Kinder geschenkt. Es geht ihnen übrigens gut, danke der Nachfrage.«

Nur Elenas Körperhaltung verrät, wie sehr sie immer noch verletzt war, weil Ramón ihr seinen Beruf vorgezogen hatte. Bereits als Studentin hatte sie die Schultern leicht nach vorne gezogen, wenn sie sich zu schützen versuchte – eine Haltung, die nicht zu ihrer stolzen Erscheinung passte. Als Ramón sie betrachtete, fragte er sich, ob er einen Fehler begangen hatte. Wie hätte sein Leben ausgesehen, wenn er nicht den Drang verspürt hätte, sich zu engagieren? Wenn er, statt Missstände bekämpfen zu wollen, sich um seine eigenen Angelegenheiten gekümmert, eine Familie gegründet hätte? Ein müßiger Gedanke, denn in die Welt, mit der er täglich konfrontiert war, wollte er keine Kinder setzen.

»Du hast recht.« Ramóns Stimme war forsch und zärtlich zugleich. »Es steht mir nicht zu, dein Leben zu kritisieren. Wie geht es Gonzo? Arbeitet er immer noch bei der Bank?«

Elena seufzte. »Was führt dich nach Montevideo, Ramón?« Sie schlug einen leichteren Tonfall an. »Was ist so wichtig, dass sich ein Porteño dazu herablässt, uns einen Besuch abzustatten?«

Ramón begriff, dass sie die Rivalität zwischen den Bewohnern von Buenos Aires und Montevideo ansprach, um das Gespräch in unverfängliche Bahnen zu lenken. Er beschloss mitzuspielen.

»Nostalgie«, meinte er, mit einer ausladenden Geste auf die Umgebung deutend. »Ich wollte mir in Erinnerung rufen, wie Buenos Aires vor zwanzig Jahren ausgesehen hat.«

Elena schnalzte. Sie führte ihn in eine Seitenstraße, wo sie ein Bistro betraten, dessen Bänke mit verblichenem rotem Samt bezogen waren. Ramón setzte sich so, dass er die Tür im Blickfeld hatte. Inzwischen war er fast sicher, dass ihm niemand nach Montevideo gefolgt war, trotzdem ließ seine Aufmerksamkeit nicht nach. Dass er Elena in die Geschichte hineinzog, bereitete ihm Unbehagen. Doch er hatte keine andere Möglichkeit gesehen. Sie war die einzige Person, die nichts mit seinem heutigen Leben zu tun hatte und der er hundertprozentig vertraute.

Nachdem sie bestellt hatten, lehnte sich Elena zurück. »Erzähl«, befahl sie. »Ich sehe doch, dass dich etwas beschäftigt.«

Ramón legte die Plastiktasche auf den Tisch. »Ich muss dich um einen Gefallen bitten. Da drin befindet sich ein Paket. Wenn du innert dreißig Tagen nichts von mir hörst, schicke es ab.«

Elena kniff die Augen zusammen. »Was ist es diesmal? Wem willst du an den Kragen?«

»Je weniger du weißt, desto besser. Vertrau mir. Und erzähl niemandem davon. Bring das Paket einfach zur Post.«

»Wenn du in Gefahr bist, musst du ...«

Ramón legte ihr den Zeigefinger auf die Lippen. »Es ist besser, wir reden nicht darüber.«

Elena schob seine Hand weg. »Ramón!«

Er lehnte sich zurück. »Wahrscheinlich bilde ich mir alles nur ein. Ich war schon immer übervorsichtig.«

»Tonto! Du lebst, als seist du unsterblich! Wenn du dich vor jemandem fürchtest, hast du einen guten Grund dafür.«

Der Kellner trat mit einer Flasche Rotwein an den Tisch. Aus den Lautsprechern erklangen sanfte Tangoklänge. Auch

wenn Ramón ab und zu herablassende Bemerkungen über Montevideo fallen ließ, so schätzte er doch die Gemütlichkeit, die hier herrschte. Zwar bevorzugte er das pulsierende Leben in Buenos Aires, doch er verstand, dass sich Elena in der kleineren Stadt wohlfühlte.

Er hob sein Glas und prostete ihr zu. »Und nun erzähl mir von deinen Kindern.«

Elena blickte ihn lange schweigend an. Schließlich nahm sie die Tasche und hängte sie neben ihre Handtasche. Sie berichtete von ihrem achtjährigen Sohn und der fünfjährigen Tochter. Obwohl sie offensichtlich stolz auf ihre Kinder war, nahm Ramón einen melancholischen Unterton in ihrer Stimme wahr. Er vermutete, dass Elenas Gedanken während des Erzählens abschweiften. Fragte sie sich ebenfalls, wie ihr Leben aussähe, wenn sie andere Entscheidungen getroffen hätte? Wie er war sie in der Studentenbewegung aktiv gewesen. Gemeinsam hatten sie an politischen Debatten teilgenommen, hatten Protestaktionen mitorganisiert und waren Seite an Seite in Demonstrationen marschiert. Doch Elena war keine politische Kämpferin. Die Angst um ihre Sicherheit und ihre Zukunft hatte sie stets begleitet. Vermutlich hatte sie deshalb das Leben, das Gonzalo ihr bot, so bereitwillig angenommen.

»Und du?«, holte sie ihn in die Gegenwart zurück.

»Ich?«

Elena schenkte Wein nach. »Gibt es jemanden in deinem Leben?«

Ramón zuckte die Schultern. »Nichts Ernstes.«

»Wie lange willst du so weitermachen?«

»Solange es nötig ist«, antwortete er scharf. »Glaub mir, wenn es uns nicht gelingt, die Regierung ...«

Elena hob die Hand. »Keine Politik! Nicht heute. Wie geht es deiner Großmutter? Bäckst sie ihre Empanadas immer noch selbst?«

»Keine Politik? Elena, das Leben ist Politik! Es ist wichtig, über unsere Identität, unsere Wertvorstellungen und das System zu diskutieren! Wir dürfen die Augen nicht vor der Realität

verschließen. Wir müssen sie mitgestalten! Die Demokratie, in der wir leben, existiert nur auf dem Papier, auch wenn uns die Kirchner vom Gegenteil zu überzeugen versucht. Das Volk hat nichts zu sagen! Das müssen wir ändern. Du siehst doch, wozu es sonst führt. Der Neoliberalismus hat uns nichts als Elend gebracht.« Er beugte sich vor. »Wir müssen aufhören, fremde Modelle zu übernehmen, und lernen, selbst zu denken. Es gibt kein Leben ohne Politik, begreifst du das nicht?«

»Leben?«, fiel ihm Elena ins Wort. »Nennst du das, was du führst, Leben?« Sie nahm das Paket und knallte es auf den Tisch. »Weißt du, wie ich es nenne? Ein Versteckspiel! Du weißt nie, wem du trauen kannst, schaust bei jedem Schritt über die Schulter! Und wozu das Ganze? Was nützen deine Enthüllungen? Verändern sie etwas? Politiker sind wie Unkraut. Kaum ist einer weg, kommt der nächste nach.«

»Lieber jäte ich Unkraut«, gab Ramón zurück, »als dass ich mir den Kopf darüber zerbreche, ob die Servietten zum Tischset passen! Aber das ist bequem, nicht wahr? Ein einfaches Problem, schnell gelöst. Und gefallen dir die Servietten nicht mehr, kaufst du dir einfach neue. Mit dem Geld, das dein Gonzalo als Fondsmanager verdient. Überlegst du dir gar nicht mehr, woher es stammt? Wem er es gestohlen hat? Was für eine Frage! Natürlich nicht. Vermutlich gehst du nicht einmal selber einkaufen. Erledigt das ein Hausmädchen für dich?«

Elena versetzte ihm eine Ohrfeige. Eine Weile saßen sie schweigend da, jedes mit seiner Wut beschäftigt. Genau so war es damals gewesen, als sie sich nicht über geplante Aktionen einig geworden waren oder eine Situation unterschiedlich eingeschätzt hatten. Ihre Auseinandersetzungen hatten ihnen geholfen, die Dinge so zu sehen, wie sie waren. Als Elena einen Schluck Wein nahm, realisierte Ramón, dass sie heute keine Klarheit mehr suchte. Sie hatte sich ihre Welt so zurechtgelegt, wie sie sie am besten ertrug. Die Wahrheit hatte darin keinen Platz. Er holte sein Portemonnaie hervor.

»Wie wirst du dich mit mir in Verbindung setzen?«, brach Elena das Schweigen.

Ramón verstand die Frage nicht.

Elena deutete auf das Paket. »Du hast gesagt, falls ich innert dreißig Tagen nichts von dir höre, soll ich es abschicken. Wohin gehst du?«

Ramón zögerte.

»So viel kannst du mir wohl noch verraten!«

»Nach Europa.« Er senkte die Stimme. »In die Schweiz. Aber niemand darf davon erfahren! Ich rufe dich in den nächsten vier Wochen an.«

»In die Schweiz?« Elena hielt inne. In sanftem Tonfall fuhr sie fort. »Es hat mit deiner Schwester zu tun, nicht wahr? Gar nicht mit deiner Arbeit.«

Beim Gedanken an seine Schwester fühlte sich Ramón von einem Moment auf den anderen kraftlos. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Er hätte keinen Wein trinken sollen. In den letzten Tagen hatte er nur wenige Stunden geschlafen. Der Alkohol machte seine Glieder noch schwerer, als sie ohnehin schon waren.

»Es tut mir leid«, seufzte Elena. »Ich weiß, wie wichtig es dir ist, sie zu finden. Bist du weitergekommen?«

Ramón schüttelte den Kopf.

Mit einer ungewöhnlich zärtlichen Geste strich sie ihm über die Hand. »Vielleicht ist es Zeit, die Vergangenheit ruhen zu lassen. Du hast getan, was du konntest.«

Ramón richtete den Blick aus dem Fenster. »Wie hast du es formuliert? Kaum ist ein Übel weg, wächst das nächste nach?« Er schloss die Augen. »Es ist nicht vorbei, Elena. Es wird nie vorbei sein.«

Teil 1

September

Es war ein kurzer Sommer gewesen. Der nasse, kalte Juni hatte in den Zürichern den Hunger nach Sonne und Wärme geweckt, doch weder der trübe Juli noch der durchzogene August hatten ihn stillen können. Nun tummelten sich die Menschen am See, obschon sich der September bereits dem Ende zuneigte. An den Wochenenden sah die Wasseroberfläche aus, als habe jemand ein Daunenkissen darüber ausgeschüttelt. Segelboote, Jachten, Pedalos und Ruderboote schaukelten auf und ab, Kursschiffe bahnten sich vorsichtig einen Weg von Anlegestelle zu Anlegestelle. Am Ufer planschten Badende; Schwäne buhlten um die Gunst der Spaziergänger, die ihnen Brotreste zuwarfen.

Den Morgen hatte Daniel Frey damit verbracht, die Rettungsstationen zu überprüfen. Er konnte sich nicht daran erinnern, wie viele Rettungsringe er während seiner fünfeinhalb Jahre bei der Wasserschutzpolizei bereits ersetzt hatte. Jugendliche machten sich einen Spaß daraus, sie ins Wasser zu werfen, Touristen nahmen sie als Souvenir mit. Sogar sein siebenjähriger Sohn wollte einen haben. Ben behauptete, er würde damit seine Kameraden beeindrucken. Im Moment gab es für ihn nichts Wichtigeres, als dazuzugehören. Dass der Junge vermutlich immer ein Außenseiter bleiben würde, schmerzte Frey. Wegen seiner Sehbehinderung konnte Ben nicht mit Gleichaltrigen mithalten. Trotz der starken Brillenkorrektur würde er nie scharf sehen können. Das schränkte ihn in seiner Reaktionsfähigkeit ein und nagte an seinem Selbstvertrauen.

Gedankenverloren starrte Frey auf die spiegelglatte Oberfläche des Sees. An Land liebte er den Herbst. Die reine Luft und die Weite ließen ihn zur Ruhe kommen. Von seiner Wohnung in Benglen aus erschienen ihm die Berge zum Greifen nah. Mit

dem Wasser verhielt es sich genau umgekehrt: Den Sommer über wuchsen Algen und Plankton, sodass die Sichtweite im Oktober am geringsten war. Erst im November, wenn die Seetemperatur merklich sank, starben die Pflanzen langsam ab.

Trotzdem freute er sich auf den Tauchgang. Schon während der Polizeischule war es für Frey klar gewesen, dass er sich nach dem obligatorischen Streifendienst bei der Wasserschutzpolizei bewerben würde. Dies, obwohl er wusste, dass er häufiger mit dem Tod konfrontiert sein würde als an Land. Frey musste nicht nur Leichen aus Gewässern bergen, sondern auch ausrücken, wenn der Tod in der Badewanne eintrat, da nur die Wasserschutzpolizei über die Geräte verfügte, die nötig waren, um einen Körper aus dem Wasser zu ziehen. Seine Freunde hatten gespottet, er bevorzuge den Dienst auf dem See wegen der knapp bekleideten Frauen. Doch es war der Einsatz unter Wasser, der Frey faszinierte. Mit fünfzehn Jahren hatte er das Tauchen entdeckt, seitdem war kaum eine Woche vergangen, in der er nicht mindestens einmal die Flossen montiert hatte. Dass er sein Hobby zum Beruf machen können, erfüllte ihn mit Dankbarkeit. Der einzige Wermutstropfen war, dass er sich langsam Gedanken über seine Zukunft machen musste. Wenn er eine Kaderausbildung ins Auge fassen wollte, befand er sich am falschen Ort. Da den Polizisten bei der Wasserschutzpolizei nur eine geringe Anzahl Chefposten offenstanden, musste er einen Wechsel in Betracht ziehen. Daran wollte er im Moment aber nicht denken. Lieber konzentrierte er sich auf die bevorstehende Aufgabe.

Am vergangenen Abend hatte ein Segelboot den Außenbordmotor verloren. Vermutlich waren einige Schrauben an der Halterung locker gewesen. Da das Schiff mit einem GPS-Gerät ausgerüstet war, konnte der Besitzer genau angeben, wo der Motor untergegangen war. Frey hatte schon zahlreiche Gegenstände geborgen, von Schlüsseln über Handys bis zu einer wertvollen Perlenkette. Den Motor zu finden, dürfte nicht schwer sein.

Sein Kollege riss ihn aus den Gedanken. »Diesmal gilt es

ernst«, meinte Gilles Buchmann, auf den Flachdachbau am Ufer hinter ihnen deutend.

»Mit dem Neubau?«, fragte Frey, während er seine Tauchausrüstung kontrollierte.

»Der Stadtrat hat den Kredit bewilligt.«

Frey lachte. »Das glaube ich erst, wenn die neue Wache steht!« Weil das Gebäude der Wasserschutzpolizei aus allen Nähten platzte, war seit Jahren ein Neubau geplant. Bereits 1996 war eine erste Sitzung abgehalten worden. Vierzehn Jahre später lag noch immer kein Projekt vor. Zu viele Interessen waren aufgrund der exklusiven Lage am See im Spiel. Immer wieder hatte Frey vernommen, nun sei das letzte Hindernis aus dem Weg geräumt – und jedes Mal war eine weitere Hürde aufgetaucht. Er warf Buchmann die Tauchmaske zu. Da an diesem Mittwochnachmittag viel Betrieb herrschte, waren sie nur zu zweit unterwegs.

»Was läuft im Rennen um Steffi?«, wechselte Frey das Thema. »An welcher Stelle liegst du zurzeit?«

»Ziemlich weit hinten.«

»Lad sie mal zu einem Tauchgang ein«, meinte Frey. »Führ ihr deinen Knackarsch vor.«

Buchmann tippte ihm mit der Flosse an den Hinterkopf. Die langbeinige Detektivin war nicht nur bei ihnen Gesprächsthema. Seit sie sich von ihrem Freund getrennt hatte, einem Kollegen vom Sicherheitsdienst, buhlte eine Reihe möglicher Nachfolger um ihre Gunst. Grinsend setzte sich Frey auf den Rand des Tauchschiffs. Obwohl er glücklich verheiratet war, stimmte er gerne ins Getratsche mit ein, wenn auch nur, um Buchmann aufzuziehen.

Frey kontrollierte Tarierhilfe, Bleigurt, Luftversorgung und Verschlüsse. Als Buchmann ebenfalls bereit war, signalisierte Frey ihm »Okay«. Nacheinander ließen sie sich in die Tiefe sinken. Die Algenschicht war etwa fünf Meter dick. Jedes Mal, wenn Frey durch das dichte Grün tauchte, dachte er an seinen Sohn. Die eigene Hand erkannte Frey um diese Jahreszeit nur, wenn er sie sich direkt vors Gesicht hielt. Ganz ähnlich sah

Bens Welt aus. Sie bestand aus Schatten und vagen Umrissen. Das Wasser klarte nach und nach wieder auf. Bens Welt würde nie deutlicher werden. Die Ärzte meinten, sein Sehvermögen könne sich durch das Wachstum sogar noch verschlechtern.

Weil die Algen das Sonnenlicht blockierten, war es schon wenige Meter unter der Wasseroberfläche dunkel. Dank des starken Strahls der Lampe hatte Frey keine Probleme, sich zu orientieren. Seit über fünfzehn Jahren tauchte er im Zürichsee. Er hätte auch ohne Licht genau sagen können, wie es entlang der beiden Ufer aussah. Buchmann und er befanden sich in der Nähe des Tauchzentrums Tiefenbrunnen. An dieser Seeseite fiel der Grund stärker ab als am linken Ufer. In neun Metern Tiefe befanden sich zwei versenkte Steinlöwen, nicht weit davon entfernt eine Trinkwasserleitung und ein gesunkenes Boot. Beide Ziele wurden häufig von Tauchern angepeilt.

Der Außenbordmotor hatte sich zwischen dem Zürichhorn und der Saffainsel gelöst, rund hundert Meter vom Ufer entfernt. An dieser Stelle war der See gut dreißig Meter tief. Trotz des warmen Herbstes war das Wasser schon deutlich kühler. Frey störte es nicht. Er tauchte sogar im Winter, nicht nur beruflich, sondern auch in der Freizeit. Im Februar war das Wasser in der Regel so klar, dass er an einigen Stellen ohne Lampe bis zum Grund sehen konnte. Ganz besonders genoss Frey aber die Stille, denn während der kalten Jahreszeit fuhr kaum jemand mit dem Motorboot auf den See hinaus. Frey war süchtig nach der verborgenen Unterwasserwelt; sie erschien ihm bei jedem Tauchgang wie die Vorstufe eines Traums. Wenn ihn eine melancholische Stimmung erfasste, glaubte er sogar, sich in einem Reich zwischen dem Leben und dem Tod zu befinden.

Buchmann gab ihm ein Handzeichen. Als Freys Blick dem ausgestreckten Zeigefinger seines Kollegen folgte, breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus. Vor ihnen schwamm ein fünfundvierzig Zentimeter langer Seesaibling. Der Bauch des Fisches schimmerte rot, ein Zeichen, dass es ein Milchner war. Während der Laichzeit verfärbte sich das Männchen sowohl am Bauch als auch an den bauchseitigen Flossen. Darüber er-

kannte Frey einen weißen Streifen, der sich den Afterflossen entlangzog. Frey schätzte, dass es sich um ein jüngerer Tier handelte, ältere Seesaiblinge waren gedrungener. Erst einmal hatte er im Zürichsee einen ähnlichen Fisch gesehen. Seesaiblinge waren äußerst selten. Die Wasserqualität war zu schlecht, der Sauerstoff zu knapp. Frey nahm sich vor, Ben von seinem Erlebnis zu berichten.

Am letzten Sonntag war er mit seinem Sohn am Greifensee fischen gegangen. Obschon sich Frey nie für den Sport hatte begeistern können, hatte er sofort zugestimmt, als Ben ihn um Begleitung gebeten hatte. Seit Monaten versuchte er, Bens Interesse für ein Hobby zu wecken. Wenn sein Sohn eine besondere Fähigkeit hätte, oder wenn er über ein Gebiet besser Bescheid wüsste als seine Kameraden, so glaubte Frey, würde das sein Selbstvertrauen stärken. Doch egal, was er vorschlug, Ben lehnte es ab. Weder wollte er Kurse besuchen noch ein Instrument spielen lernen, von sportlichen Aktivitäten ganz zu schweigen. Vor gut zwei Wochen hatte Ben jedoch plötzlich verkündet, er wolle fischen. Zuerst hatte Frey nicht verstanden, was Ben daran reizte. Als er dann sah, wie er sich an einen geschützten Ort stellte, weit weg von anderen Menschen, und sich ganz auf die Angelrute in seinen Händen konzentrierte, wurde ihm schlagartig klar: Ben spürte die kleinste Regung an der Leine. Obwohl er nicht sehen konnte, wie sich andere Fischer verhielten, machte er instinktiv alles richtig. So war es kein Wunder, dass er bald eine Trüsche an der Angel hatte. Als Frey das Strahlen auf Bens Gesicht sah, wusste er, Fisch würde in Zukunft zu ihren Grundnahrungsmitteln gehören.

Der Tauchcomputer zeigte an, dass sie eine Tiefe von fünf- undzwanzig Metern erreicht hatten. Der Motor musste direkt unter ihnen liegen. Frey blies seine Maske aus und richtete die Lampe nach unten. Eine dunkle Masse hob sich vom grauen Schlick ab. Er deutete auf die Stelle. Buchmann nickte. Während Frey auf den Motor zuschwamm, nahm er aus dem Augenwinkel einen weiteren Gegenstand wahr. Als er später danach gefragt wurde, konnte er nicht erklären, was genau seine Auf-

merksamkeit erregt hatte. Außerhalb des Lichtkegels war der Grund des Sees stockdunkel. Trotzdem wusste Frey, dass dort etwas lag. Möglicherweise dank der zahlreichen Stunden, die er damit verbracht hatte, den See von Abfall zu säubern. Intuitiv erkannte er, dass dieser Gegenstand nicht dorthin gehörte. Frey bewegte die Hand hin und her, das Zeichen dafür, dass etwas nicht stimmte. Buchmann folgte seiner Aufforderung, die Stelle zu besichtigen.

Sie näherten sich mit ruhigem Flossenschlag, um den Schlick nicht aufzuwirbeln. Als Zwanzigjähriger hatte Frey einmal den Fehler begangen, vor Aufregung schneller zu schwimmen, weil er am Boden des Greifensees etwas Glänzendes entdeckt hatte. Er hatte gehofft, dass es sich um ein Schmuckstück oder eine Münze handelte. Er hatte das Objekt nie gefunden. Später hatte ihm sein Tauchlehrer erklärt, am Boden des Greifensees sei der Schlick dreißig Meter tief. Einmal aufgewirbelt, dauere es Stunden, bis das Wasser wieder klar werde. Seitdem war Frey vorsichtiger.

Der Gegenstand nahm Konturen an. Zuerst erkannte Frey die Hanteln. Es waren vier. Frey hatte ähnliche zu Hause. Krafträume mochte er nicht, lieber bewegte er sich draußen. Doch ein-, zweimal pro Woche stemmte er Gewichte, um seinen Rücken zu trainieren. Als Kind hatte er sich eine Rückenverletzung zugezogen, die zum Glück glimpflich ausgegangen war. Um Probleme im Alter zu vermeiden, sorgte er dafür, dass seine Rückenmuskulatur kräftig blieb.

Diese Hanteln hatten einen anderen Zweck erfüllt. Sie waren an den Armen und Beinen eines Mannes befestigt. Obwohl Frey das Bild in sich aufnahm, war es ihm im ersten Moment nicht möglich, die Information zu verarbeiten. Fast teilnahmslos registrierte er die langen, dunklen Haare des Toten, die gespenstisch im Wasser schwebten. Sie vollführten einen seltsamen Tanz, als wären sie lebendig. Dort, wo die Augen des Mannes gewesen waren, befanden sich zwei Höhlen. Aus einer krabbelte ein Krebs, als der Lichtstrahl der Unterwasserlampe ihn traf.

Das Hemd des Toten war zerrissen, die Jeans waren jedoch fast intakt, genauso wie große Teile seiner Haut. In dieser Tiefe wurde das Wasser nie wärmer als vier Grad. Deshalb entwickelten sich keine Fäulnisgase. Statt sich zu zersetzen, wurde der Organismus langsam von Krebsen und Fischen aufgefressen. Frey betrachtete die dünne Sedimentschicht, die den Toten bedeckte. Entweder lag der Mann schon seit einigen Monaten hier, oder der Aufprall des Motors hatte den Schlick aufgewirbelt und die Leiche damit bedeckt.

Er spürte eine Hand an seiner Schulter und drehte den Kopf. Buchmann kreuzte die Arme. Er wollte den Tauchgang abbrechen. Frey kam wieder zu sich. Routine setzte ein. Es war nicht die erste Leiche, die er am Grund des Zürichsees entdeckte. Bevor sie auftauchten, musste die Stelle markiert werden. Das entsprechende Material hatten sie nicht bei sich, doch das Reel, das Frey auf jeden Tauchgang mitnahm, würde vorerst genügen. Er holte es hervor und zeigte auf den Schiffsmotor. Gemeinsam befestigten sie das dünne Tau an der Schraube. Anschließend ließ Frey das Reel los. Augenblicklich schwamm es nach oben. Bevor er das Zeichen für den Aufstieg gab, ließ er seinen Lichtstrahl noch einmal über den Toten gleiten.

Der Mann war kräftig gewesen. Frey vermutete, dass er sich absichtlich das Leben genommen hatte oder bereits tot gewesen war, als man ihn ins Wasser geworfen hatte. Wenn er sich gewehrt hätte, wäre es schwierig gewesen, Hanteln an Armen und Beinen zu befestigen. Die Schuhe des Toten waren mit Miesmuscheln bedeckt, darunter glaubte Frey, braunes Leder zu erkennen. Ohne näher heranzuschwimmen, suchte er mit den Augen die unmittelbare Umgebung ab. Sein Blick fiel auf ein Handy, das rund zwei Meter vom Opfer entfernt lag. Daneben entdeckte Frey einige Münzen. Bevor die Gegenstände geborgen wurden, musste die Fundstelle dokumentiert werden. Erst dann würde Frey mit Buchmann den Seeboden nach weiteren Spuren absuchen. Möglicherweise würden die Fundstücke – oder ihre Lage – Aufschluss darüber geben, was sich zugetragen hatte.

Erneut gab ihm Buchmann ein Zeichen. Sie mussten rauf, um die Zentrale der Wasserschutzpolizei zu alarmieren. Diese würde die Einsatzzentrale informieren. Dann nähmen die Dinge ihren gewohnten Lauf: Der Brandtouroffizier der Stadt, ein Rechtsmediziner, ein Staatsanwalt sowie Kriminaltechniker des Forensischen Instituts würden aufgeboten. Sollte sich herausstellen, dass es sich um ein Tötungsdelikt handelte, würde der Fall dem Kanton übergeben. Weitere Offiziere und Sachbearbeiter des Dienstes Kapitalverbrechen kämen hinzu.

Inzwischen würden Frey und Buchmann den Fundort dokumentieren. Damit sich die Forensiker ein Bild der Situation unter Wasser machen konnten, mussten sowohl Leiche als auch Umgebung fotografiert und gefilmt werden. Anschließend würden sie alle Fundgegenstände markieren. Dazu benutzten sie Bleigewichte mit Schnur und Styroporportionen. Genau wie an Land würde jeder Gegenstand und jede Spur mit einer Nummer versehen. Langsam würde an der Wasseroberfläche ein Abbild der Lage in 30 Metern Tiefe entstehen. Frey verstand sich dabei als verlängerter Arm des Forensikers, der keine Möglichkeit hatte, den Fundort mit eigenen Augen zu besichtigen.

Am heikelsten war die Bergung des Toten selbst. Nachdem alle Fundgegenstände in Plastikbehältern abtransportiert worden wären, müsste die Leiche – wenn möglich, unter Wasser – in einen Leichensack verpackt werden. Frey hatte einmal eine Frau geborgen, die sich bereits in einem fortgeschrittenen Verwesungszustand befunden hatte. Die Haut hatte sich schon bei der bloßen Berührung vom Körper gelöst. Ähnliche Probleme dürften ihnen bei diesem Fall erspart bleiben.

Frey gab Buchmann das Zeichen für den Aufstieg. Als er sich von der Leiche abwandte, streifte seine Lampe einen kaum wahrnehmbaren roten Punkt. Er zögerte. Wenn ein Gegenstand unter dem Schlick lag, so würde er ihn beim nächsten Tauchgang vermutlich nicht mehr auf Anhieb finden. Im schlimmsten Fall gar nicht mehr. Frey verfluchte die Tatsache, dass er kein Markierungsmaterial auf sich trug. Fragend blickte er zu Buchmann. Dieser zuckte die Schultern. Offenbar war

er auch nicht sicher, wie sie vorgehen sollten. Er wies auf seine Uhr. Kurz entschlossen griff Frey nach dem Gegenstand. Zeigefinger und Daumen umschlossen etwas Hartes, an der Unterseite befand sich eine leichte Erhebung, kaum größer als die Spitze einer Stecknadel. Ohne Bens Sehbehinderung hätte Frey sie nicht bemerkt. Doch in den letzten Jahren hatte er es sich angewöhnt, Sachen mit den Fingern zu betrachten, genau wie sein Sohn.

Vorsichtig zog Frey am Gegenstand. Es war ein roter Kugelschreiber. Er legte ihn genau an die Stelle, an der er begraben gewesen war. Anschließend streckte er den Daumen in die Höhe. Buchmann gab ihm das Okay-Zeichen. Gemeinsam machten sie sich an den Aufstieg. Normalerweise überkam Frey ein Gefühl von Schwere, wenn er sich der Oberfläche näherte. Er verließ die Unterwasserwelt nur ungern. Er fühlte sich darin geborgen, obwohl sein Körper nicht für das Leben im Wasser geschaffen war. Nicht mehr, sagte sich Frey. Die ersten neun Monate hatte er im Fruchtwasser verbracht. Manchmal fragte er sich, ob sich ein Säugling bei der Geburt ähnlich fühlte wie er sich beim Aufstieg.

Heute konnte Frey die Wasseroberfläche nicht schnell genug erreichen. Er musste sich zwingen, die maximale Geschwindigkeit einzuhalten. Eine Hand über dem Kopf, die andere am Luftablassventil, ließ er sich langsam nach oben treiben.

Die Sonne schien immer noch wie im Hochsommer. Ein leichter Wind hatte eingesetzt und Segler aufs Wasser gelockt. An Bord der vorbeifahrenden »Panta Rhei« winkten einige Passagiere. Als Frey ins Einsatzschiff kletterte, fragte er sich, ob sie die Welt erahnten, die sich unter ihnen verbarg. Er nahm die Maske vom Kopf und griff nach dem Funkgerät.

»Limmat 214 an Limmat 210«, meldete er sich.

»Hier Limmat 210«, kam postwendend die Antwort. »Was gibt's?«

Vielleicht war es ganz schön, nur die sonnige Seite des Lebens zu sehen.

Worterklärungen

- Apéro* Umtrunk
Aspirant Polizeianwärter
Asservat Beweismittel
Auditorin angehende Juristin, die die praktische Ausbildung an einem Gericht absolviert
Auskunftsperson Zwischenfigur zwischen Beschuldigtem und Zeugen ohne Aussage- und Wahrheitspflicht
Baumnuss Walnuss
Brandtouroffizier diensthabender Offizier
Cheminée Kamin
Chlaus Nikolaus
Combox Anrufbeantworter eines Mobiltelefons
Daktys Fingerabdrücke
Darvida Vollkorngebäck
Einvernahme Verhör, Befragung
Empanadas gefüllte Teigtaschen
Estrich Dachboden
Finken Hausschuhe
Gerichtsweibel Amtsdienler des Gerichts
Gipfel Croissant
Glacé Eiscreme
Holzbeige Holzstoß
Instruktor Ausbilder
Jass beliebtes schweizerisches Kartenspiel
Kartoffelstock Kartoffelbrei
Korvettenkapitän Offizier im niedrigsten Dienstgrad in der Rangordnung der Stabsoffiziere bei der Marine
Leermond Neumond
Mythenquai Promenade am Westufer des Zürichsees
Nachtessen Abendessen
Ovomaltine Instant-Malzgetränk

Passevite Passiergerät
Pedalo Tretboot
Pendenzen unerledigte Aufgaben
Pikett Bereitschaftsdienst
Porteño Einwohner von Buenos Aires
Poulet Hühnchen
Profiler erstellt Profile von Straftätern
Quartier Wohnviertel
Rapport Besprechung, dienstlicher Bericht
Rekurs Berufung
Rivella kohlen säurehaltiges Erfrischungsgetränk
Saffäinsel künstliche Insel am Westufer des Zürichsees
Schoggistängel Schokoladenriegel
Secondo Einwanderer der zweiten Generation
Seefeld Zürcher Stadtteil
Stage Praktikum bei der Schweizer Polizei
Stagiaire Praktikant
Stauffacher zentraler Platz und Tramhaltestelle in Zürich
Teigwaren Nudeln
Velo Fahrrad
Vitaparcours Trimm-dich-Pfad
Wassersalat Schwimmpflanze
Znüni Imbiss am Vormittag
Zürichhorn Teil der Parkanlage am Ostufer des Zürichsees mit Restaurants und Schiffsanlegestelle

Abkürzungen

DNA Desoxyribonukleinsäure; Träger der Erbinformation eines Lebewesens
FBI Federal Bureau of Investigation
IDIS Instituto de Investigaciones y Servicios
IMEI International Mobile Equipment Identity; Seriennummer eines Handys
Interpol International Criminal Police Organization
IRM Institut für Rechtsmedizin
Kapo Kantonspolizei
KV Kapitalverbrechen
PFA Policia Federal Argentina; argentinische Bundespolizei
Ripol Recherches informatisées de la police; automatisiertes Fahndungsverfahren der Schweiz
SA2 Spezialabteilung 2
SIDE Secretaría de Inteligencia del Estado; argentinischer Geheimdienst
SPI Schweizerisches Polizei-Institut
STA IV Abteilung 4 der Staatsanwaltschaft
StPO Schweizer Strafprozessordnung
UNO United Nations Organization; Organisation der Vereinten Nationen

Petra Ivanov

Petra Ivanov wurde 1967 in Zürich geboren und verbrachte ihre Kindheit in den USA. Nach ihrer Rückkehr in die Schweiz absolvierte sie die Dolmeterschule und arbeitete als Übersetzerin, Sprachlehrerin sowie Journalistin. Heute ist sie als Autorin tätig und gibt Schreibkurse an Schulen und anderen Institutionen. Ihr Debütroman *Fremde Hände* erschien 2005, ihm folgten bislang fünf weitere Bände mit dem Ermittlerpaar Regina Flint und Bruno Cavalli. Petra Ivanov hat zahlreiche Auszeichnungen erhalten, unter anderem den Zürcher Krimipreis (2010) für *Stille Lügen* sowie das Kranichsteiner Jugendliteraturstipendium des Deutschen Literaturfonds und des Arbeitskreises Jugendliteratur. Petra Ivanov lebt in Zürich.



Bibliografie

Romane mit dem Ermittlerduo Flint/Cavalli: *Fremde Hände* (2005); *Tote Träume* (2006); *Kalte Schüsse* (2007); *Stille Lügen* (2008); *Tiefe Narben* (2010) und *Leere Gräber* (2012).

Roman mit dem Ermittlerduo Jasmin Meyer/Pal Palushi: *Tatverdacht* (2011).

Regionalkrimis: *Angst, Haas und Glockenschlag* (2008); *Angst, Haas und Seitensprung* (2009) und *Angst, Haas und Wellness* (2010).

Jugendbücher: *Reset* (2009); *Escape* (2010); *Delete* (2011); *Control* (2012) und *Geballte Wut* (2014).

Petra Ivanov hat zudem mehrere Kurzgeschichten in Zeitschriften und Anthologien veröffentlicht.

Ausführliche Informationen zur Autorin und zu ihren Büchern auf Petra Ivanovs Homepage: www.petraivanov.ch

Fremde Hände

In der Kehrlichtverbrennungsanlage Zürich Nord wird die Leiche einer jungen Frau gefunden. Bezirksanwältin Regina Flint und Kriminalpolizist Bruno Cavalli kommen im Zürcher Rotlichtmilieu Frauenhändlern auf die Spur. Je verworrener die Spuren, desto klarer das Motiv: Geld. Bis ein zweiter Mord geschieht, der viel mit dem Fall, aber gar nichts mit Geld zu tun hat. Gleichzeitig kämpfen Flint und Cavalli gegen ihre Liebe an, die sie in der Vergangenheit bereits einmal an den Abgrund geführt hat.

Tote Träume

Nach einem Brand in einer Zürcher Asylunterkunft wird der Sudanese Thok Lado tot aufgefunden. Erste Untersuchungen ergeben, dass der junge Mann bereits vor dem Ausbruch des Feuers nicht mehr am Leben war. Während Kriminalpolizist Bruno Cavalli glaubt, den Täter über das Opfer ermitteln zu können, verlangt Bezirksanwältin Regina Flint, da anzusetzen, wo die ersten Spuren hinführten: zum Pfarrhaus. Dort gehen einige als Ausländerhasser bekannte Jugendliche ein und aus.

Kalte Schüsse

Kurz nach Weihnachten wird eine Kickboxerin in ihrem Badezimmer tot aufgefunden, wenig später wird die Leiche einer älteren Frau entdeckt, beide mit einem Deformationsgeschoss getötet. Und doch suchen Staatsanwältin Regina Flint und Kriminalpolizist Bruno Cavalli zunächst vergeblich nach weiteren Gemeinsamkeiten zwischen den Mordfällen. Einzig Lukasch, ein ukrainischer Bekannter der Kickboxerin, zieht mit seinem Schweigen Verdacht auf sich. Führt die Spur in den Osten?

Stille Lügen

Staatsanwältin Regina Flint und Kriminalpolizist Bruno Cavalli machen Urlaub im Südkaukasus. Das Ermittlerteam nutzt die Ferien, um nach Isabelle Jenny, Reginas ehemaliger Schulfreundin, zu suchen. Diese arbeitete in Georgien als Entwicklungshelferin und verschwand von einem Tag auf den anderen. Einer ihrer Kollegen stirbt kurz darauf. Selbstmord? Flint und Cavalli stoßen auf eine Mauer des Schweigens.

Tiefe Narben

Bauarbeiten fördern die Leiche einer Frau zutage. Die Rippen wurden mit einer Gartenschere durchtrennt, der Schädel mit einem spitzen Gegenstand aufgebrochen – dasselbe Muster wie beim »Metzger«. Aber der sitzt im Gefängnis. Ein Nachahmungstäter? Da verschwindet eine weitere Frau. Kriminalpolizist Bruno Cavalli kann nur noch Staatsanwältin Regina Flint vertrauen, denn der Täter scheint über Insiderwissen zu verfügen.

Tatverdacht

Camp Casablanca im Kosovo: Der Swisscoy-Soldat Fabian Zaugg wird beschuldigt, eine Bardame vergewaltigt zu haben. Er bestreitet die Tat, doch die Spuren zeichnen ein anderes Bild. Seine Schwester beauftragt den Anwalt Pal Palushi mit der Verteidigung, in der Hoffnung, dass dieser als gebürtiger Kosovare mehr Licht in die Angelegenheit bringen kann. Pal Palushi bittet die Ex-Polizistin Jasmin Meyer, vor Ort zu recherchieren. Diese merkt schon bald, dass weit mehr hinter den Anschuldigungen steckt, als es den Anschein macht. Doch je tiefer sie gräbt, desto undurchsichtiger wird die Geschichte.

Filmriss

Drei Tage vor Heiligabend in der Stadt Zürich. Die neunjährigen Zwillinge Lukas und Lorena werden aus ihrem Elternhaus am Zürichberg entführt. Verzweifelt wenden sich die Eltern an die Zürcher Privatdetektivin Nora Tabani. Am selben Tag kommt am Bahnhof Stadelhofen ein junger Mann zu sich, der niedergeschlagen wurde und nun unter einer Amnesie leidet. Auf der Suche nach sich selbst irrt er durch die Stadt. Als sein Gedächtnis langsam zurückkehrt, ahnt er Schreckliches: Ist er einer der Kidnapper? Währenddessen ermitteln Nora Tabani und ihr Partner Jan Berger auf Hochtouren. Warum lügt die Mutter der Zwillinge? Hat der leibliche Vater seine Kinder entführen lassen? Und was hat der seltsame junge Mann mit der Erinnerungslücke mit dem Fall zu tun? Da geschieht in einem Zürcher Kinosaal ein Mord.

Seelensplitter

Schreiend und gerötet vor innerer Hitze, springt ein Firmenboss von einem Hochhaus in die Tiefe. Die Polizei geht von einem Unfall im Alkoholrausch aus, doch seine Sekretärin glaubt nicht daran. Sie engagiert Privatdetektivin Nora Tabani, die die Todesursache entdeckt: eine Überdosis der Giftpflanze Alraune, die im Mittelalter als Teufelsdroge bekannt war und das Gefühl vermittelt, fliegen zu können. Keiner der Mitarbeitenden trauert dem cholерischen Chef nach. Etliche haben ein Mordmotiv. Da stürzt sich erneut ein Opfer in den Tod. Währenddessen braut eine Frau, die sich für eine Hexe hält, in einem abgelegenen Bauernhaus weitere Giftränke. Hat einer der Angestellten sie als Auftragskillerin angeheuert? Nora Tabani jagt die Mörderin und stößt dabei auf seelische Abgründe.

Im Appenzeller Verlag erschienen

Petra Ivanov

Geballte Wut

Roman für junge Erwachsene

13 x 21 cm, 216 Seiten, brosch. SFr. 28.– / € 24.30

ISBN: 978-3-85882-678-7

Appenzeller Verlag, CH-9101 Herisau

»Die drei Richter starren mich schweigend an, genauso die Zuschauer und die Journalisten. Sie haben genug über meine Person gehört. Sie wissen, wer ich bin: Sebastian Bischof. 20 Jahre alt. Schreinerlehrling. Immer noch Jungfrau (das wissen sie hoffentlich nicht). Seit knapp zwei Jahren in einem Massnahmenzentrum untergebracht. Davor im Knast. Auf der Beobachtungsstation. Auf Abwegen.

Jetzt wollen sie hören, was ich getan habe.«

Sebastians Tat wiegt schwer. Er hat das Leben zweier Jugendlicher zerstört. Woher kam die Wut, die ihn überrollte?

»Geballte Wut« erzählt von Jugendgewalt in einer scheinbar heilen Welt, von Erwartungen, Hoffnungen und der Unfähigkeit, mit Enttäuschungen umzugehen.

www.appenzellerverlag.ch